

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Marano, Michael  
**Dawn Song**

Aus dem Englischen von Eva Bauche-Eppers

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4139  
978-3-518-46139-6

suhrkamp taschenbuch 4139

# NEUGOTHIC

Herausgegeben von Dietmar Dath  
Band 1

Boston in der Vorweihnachtszeit 1990: Lawrence, ein melancholischer, verletzlicher Buchverkäufer, der vergeblich versucht, über die Trennung von seinem Liebhaber hinwegzukommen, ahnt nicht, dass die sehr attraktive junge Frau, die in sein Haus zieht, ein mächtiger Sukkubus ist – eine Kreatur des Bösen, die ihre Erscheinung wechselt und menschliche Seelen aufsaugt. Und so werden die Straßen von Boston zum Austragungsort eines uralten Kampfes zwischen zwei verfeindeten Kräften des Bösen.

Michael Marano, geboren 1964 in Buffalo, New York, ist ein Spezialist für Alchemie, Kabbalah und die Geschichte des Mittelalters. Er lebt in Charleston, South Carolina. Für *Dawn Song* wurde er mit den beiden wichtigsten Preisen des Horrorgenres ausgezeichnet, dem Bram Stoker Award und dem International Horror Guild Award.

Michael Marano

*Dawn Song*

*Roman*

Aus dem amerikanischen Englisch von

Eva Bauche-Eppers

Mit einem Vorwort von

Dietmar Dath

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1998  
bei Tor Books in New York

© Michael Marano 1998

Umschlagillustration: Christopher Tauber

suhrkamp taschenbuch 4139

Erste Auflage 2010

Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-46139-6

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

**Dietmar Dath**

*Das Heimweh der Teufelin*



Wir sind nicht allein miteinander.

Unter den Menschen bewegen sich die Engel, aber auch die Sendbotinnen und Handlanger der Hölle. Manche sind anmutig, andere abstoßend. Die mächtigste Nation der Erde bereitet einen Krieg vor, mit Maschinen, die ohne Tageslicht sehen und ohne Nachdenken töten können. Es geht um Bodenschätze, es geht um Medienpsychosen, es geht um Hass auf alles, was sich dem verrückt pragmatischen Plan, der Weltordnung heißt, nicht anpasst. Es geht um einen Gott aus Eitelkeit, Belial, den Ungebeugten, und um einen Gott aus Scheiße, Leviathan, die gepanzerte Schlange. Beide sind aus dem Himmel verstoßen worden; beide wollen den Ort, aus dem man sie vertrieben hat, zurückerobern. Einer schickt Hässlichkeiten auf die Erde, um seine Arbeit zu tun; der andere schickt eine schöne Tochter. Kaum trifft sie bei uns ein, sehnt sie sich nach den Feuern, aus denen sie gekommen ist. Denn der gottverlassene und trostlose Zustand, den sie vorfindet, heißt Imperialismus. Er spuckt Propaganda, er flimmert als CNN und verblödet betrunkene Football-Rabauken, die unpatriotische und unmännliche Passanten bedrohen.

Ich spreche von einem Buch, das theologisch redet, schauerlich empfindet, erotisch singt und politisch denkt.

Ich spreche von dem Wunder, das Michael Marano geglückt ist, als er *Dawn Song* schrieb. Schärfer als jedes pazifistische Pamphlet greift dieses Buch das ekelhafte Heimatfrontlärmern massenmedialer Kriegsgleichschaltung an, genauer als hundert linke Leitartikel viviseziert es die blutigen Götzen, die nach dem Ende des Systemkonflikts zwischen Ost und West die größten Händel der Geschichte unter sich



ausmachen. Inmitten all der Gräuel aber entdeckt der liebende Blick des Schriftstellers in den geschundenen Herzen seiner Figuren zugleich die Chancen der Freiheit und trauert mit ihnen darüber, dass so viele schöne Seelen zu feige sind für die Liebe. Zahllose lyrische Stellen des Textes beklagen, stellvertretend für uns, die Stummen, das überforderte Scheitern der Menschheit an ihrer Erlösung.

Das Schönste in *Dawn Song* sind die Bilder, ihr Schillern, ihre Fülle, ihre Traurigkeit, ihr böser Witz, ihre ganz aus dem reinsten Münzgold der Sprache gestochenen Reize: Die Teufelin, glühend vom Sehnsuchtsfieber, dampfend lang hingestreckt im Schnee auf dem Dach; die Aura der vom Smog angefressenen Heiligkeit um die alte Kirche; das Halbdunkel im Zimmer des einsamen schwulen Prinzen, der von daheim vertrieben wurde, weil er schwul ist, und aus Kummer über sein Exil vergessen hat, dass er ein Prinz ist.

Michael Marano liebt Bilder. Seine Sprache wirft sie so freihändig und graziös aufs Papier wie der Kalligraph seine Schriftzeichen aus Tusche. Bevor ich von *Dawn Song* wusste, war Marano mir als Deuter solcher Bilder, nämlich als Filmkritiker aufgefallen. Ich verdanke seiner Kolumne im Magazin *Cemetery Dance* Hinweise auf ein gutes Dutzend Filme, die meine Sicht auf das Genre Horror und, wichtiger, auf die Welt für immer verändert haben.

Das Genre Horror, ein Zweig der Phantastik, hat vor den realistischen und naturalistischen Erzählweisen den Vorzug, dass es nicht so tun muss, als könnte man menschliches Leben darstellen, ohne von den Phantasien zu berichten, an die wir glauben müssen, um uns in der Welt zurechtzufinden, die wir geschaffen haben. Ereignisse in der nicht denkenden Natur sind nichts als eben Ereignisse; Ereignisse unter Menschen dagegen sind geküsst, getränkt, geschwängert von Bedeutung. Engel und Teufel handeln mit, wenn wir handeln.

Sie sind wir; wir sind sie.

Maranos Buch ist ein rares Kleinod, weil es diese Erkenntnis unmittelbar poetisch produktiv macht: Endlich einmal ist, was so oft versucht wurde und so oft verfehlt, in einem Buch, das nicht allein von intimen Verbrechen wie Lustmord oder Einbruch, sondern von den ganz großen Schweinereien handelt, die nur Staaten und Monopole begehen können, der Zusammenhang nicht zerschnitten, den man täglich spürt: Dieselbe Welt, in der Lieblosigkeit, Gestörtheit, Sprachlosigkeit, prüde Herzen, verklemmte Seelen, entfremdeter Sex stattfinden, dieselbe Welt, in der sich Leute anschreien oder anschwiegen in Cafés, Büros, Läden oder Schlafzimmern schlecht beheizter Wohnungen, ist zugleich Schauplatz der abscheulichen und unmenschlichen Entscheidungen, die von Aufsichtsräten, Regierungen und Generalstäben gefällt werden.

Wer nach der Trennung von einem geliebten Menschen die Fernsehnachrichten einschaltet, spürt diesen Zusammenhang im Magen mit der Heftigkeit einer Jenseitsbegegnung.

Marano hat die verheerende Wehrlosigkeit vor diesem allerwichtigsten Stoff, an der Realismus und Naturalismus spätestens seit dem Ersten Weltkrieg unrettbar vor sich hin siechen, mit den Werkzeugen von Sheridan Le Fanu, Bram Stoker, Edgar Poe überwunden.

Seine Lesart der Stilrichtung »Gothic« spricht von der Tat als Untat, vom Geist als Ungeist, von der Seele als von etwas, das brennbar ist.

Das Thema seines bislang einzigen veröffentlichten Romans (ich kenne inzwischen Teile von unveröffentlichten, sie sind nicht weniger großartig) ist also das Gefesseltsein der menschlichen Wirklichkeit an die menschliche Vorstellungskraft. Erwachsene und Leute, die als Erwachsene gelten wollen, schrecken vor diesem Thema gewöhnlich zurück, als wären sie gleichsam angeborene Realisten und Na-

turalisten. Sie drucksen (mitunter kunstvoll) darum herum und überlassen derlei lieber dem Comic, dem Jugendbuch, überhaupt der Jugendkultur, die dann etwa unter dem schon erwähnten Label »Gothic« an demselben schwarzen Herzblut leckt, das Maranos Schöpfung belebt. Dafür wird sie als »eskapistisch« ausgerechnet von denen verächtlich gemacht, die offenbar wirklich nicht wissen, wie viel von dem, was sie täglich auf den Krücken ihrer kaputten Begriffe zu leben versuchen, nichts als Eskapismus pur, nämlich eine verzweifelte Flucht ist: das schwer neurotische Ausweichen vor der unbestreitbaren Tatsache, dass das menschliche Leben nicht nur, ja nicht einmal vorwiegend aus unbestreitbaren Tatsachen besteht.

Je menschenwürdiger ein Dasein, desto mehr Platz lässt es für zärtliche und schlimme Ausgedachtheiten, für den glutäugigen Blick in die Finsternis derjenigen Dinge, die man nie wissen und immer ahnen wird.

*Dawn Song* beschreibt die Fesseln, die das Vorgestellte an das Wahrnehmbare binden, als Fesseln nicht der Hilflosigkeit, sondern der Lust, der Hoffnung. Die innigsten, schmerzlichsten, liebevollsten Akte der Grausamkeit, die das Buch schildert, hängen immer mit etwas Imaginärem zusammen, mit einem Glanz von Jenseitigkeit, der auf den gleichwohl stets gewissenhaft präzise geschilderten Tatsachen liegt: Ein Vater, der seine Tochter so sehr liebt, dass es beiden wehtut, erschrickt vor den nur phantasierten Konsequenzen dieser Liebe und läuft davor davon in den Tod; die Dämonin, die ein Dichter verzaubert hat, bringt ihn um, damit sie die Gedichte aus seinem Kopf befreien und in ihre Erinnerung aufnehmen kann, wo sie vor dem banalen Schicksal des Gedrucktwerdens in Sicherheit sind; der schwule Prinz zieht die mitleidlose Zuneigung des Höllenkindes auf sich, weil sein Begehren so sehr nach Unwirklichkeit duftet, dass das Geschöpf aus dem Abgrund, das es gar nicht geben kann, sich darin wiedererkennt.

Intimität, leibliches Einverständnis, ist bei Marano nur denkbar als kurzzeitig gelingende Zusammenführung der phantastischen und der handelnden Gesichtskreise: Die einzigen erfüllten Liebenden im Buch sind zwei Gläubige, die nicht einfach ein diffuses Gefühl, sondern ein Leben in zierlichen, ästhetisch anspruchsvollen Ritualen verbindet. (Die antiken Religionen, über die Marano ebensoviel Exo- und Esoterisches zu wissen scheint wie über die christliche, waren in diesem Punkt sehr viel klüger als die neuzeitlichen: Was die Griechin oder der Grieche im tiefsten Herzen spürte und glaubte, wurde von keinem Beichtvater, keiner Inquisition und keinem Psychotherapeuten erschnüffelt, der Ritus aber, der die gesamte Kultur bedingte, also das körperliche wie das spirituelle Füreinanderdasein der Menschen, war bindend).

*Dawn Song* ist ein zutiefst moralisches Buch.

Seine Moral ist freilich eine andere als die der Kirchen, Ratgeber, Gurus, Therapeuten, Säusler, Selbstberuhiger oder sich durchwurstelnden Pragmatisten.

Unsere Sehnsüchte und Ängste, sagt es, verpflichten uns zu einem Verhalten im Diesseits, das der jenseitigen Schönheit dessen, was wir träumen können, gerecht wird. Die falsche Trennung zwischen Phantasie und Erfahrung ist eine Grenze, die aus den Menschen doppelte Leichen macht. Sie erleben nichts mehr, wo sie nichts mehr phantasieren dürfen; sie phantasieren nichts mehr, wo ihnen das Spiel mit Erlebnissen, die von ihren Phantasien choreographiert sind, verwehrt wird. Wer schweigt, wo ein Herz etwas zu sagen hat, gerade dann, wenn es etwas Widersprüchliches, Unverständliches, Neues ist, lebt kein Leben, egal, wie groß die Räusche sind, die zur Ablenkung davon gesucht und gefunden werden.

Wer die Erfahrungsliebe der Phantasieliebe opfert oder die Phantasieliebe der Erfahrungsliebe, mordet mit einem Streich die ganze menschliche Welt; denn diese Welt ist der Ort, wo jene beiden einander bedingen wollen.

Marano warnt uns nicht mit erhobenem Zeigefinger davor, diesen Mord zu begehen.

Er sagt nur, was Liebe immer sagt: Bitte, liebe Menschen, seid so schön, so großzügig, so frei, so neugierig, so gesprächig, wie ihr nur sein könnt. Lauft nicht vor dem Seltenen davon, auch und gerade dann nicht, wenn es schwierig wird.

Marano sagt: Wer die irdische Erfahrung nicht mit dem lebensnotwendigen Wahn segnet, dass es einen Himmel gibt, wird sich am Ende, wie die Teufelin, die wahre traurige Heldin von *Dawn Song*, nach der Hölle sehnen. Denn selbst die ewige Qual ist dem Göttlichen, das wir Menschen in uns tragen, angemessener und wohnlicher als der ewige Alltag.

# *Dawn Song*

*Für Nancy*  
als ein Geschenk von Licht und Hoffnung,  
in Erinnerung an eine Zeit der Dunkelheit,  
die wir ertragen mussten und die nun glücklich  
hinter uns liegt.

»Wunderschön bist du, meine Freundin,  
siehe, du bist schön.«

Obwohl der Roman in Boston im Winter des Jahres 1990 spielt, hat der Autor sich einige Freiheiten, die Geographie der Stadt und die damaligen Ereignisse betreffend, herausgenommen.

Der Mensch überliefert sich den Engeln oder dem Nichts einzig und allein durch Willensschwäche.

Joseph Glanvill,  
zitiert von Poe in »Ligeia«

Der Herr erbarme sich meiner armen Seele.

Poes letzte Worte, 7. Oktober 1849

Qui voltur iecur intimum pererrat  
et pectus trahit intimasque fibras,  
non est quem lepidi vocant poetae,  
sed cordis mala, livor atque luxus.

C. Petronius Arbitr, *Fragmenta* XXV

... spiritus carnem, et ossa non habet.

*Tratado de exorcismos*  
(anonymes spanisches Manuskript ca. 1720,  
über das Wesen von Inkubi und Sukkubi)

Amor condusse noi ad una morte.

Dante, *Inferno*, V, Z. 106





# Prolog

Weder Lawrence noch die Sukkuba folgten dem Ruf der Stadt – Boston – oder einem eigenen Drang, sie wurden dorthin geschwemmt, jeder für sich, wie zwei Stücke Treibgut in einem eilig zum Meer strebenden Fluss. Von denselben Strömungen und Wirbeln ergriffen und umhergeworfen, wurden sie zu guter Letzt an dasselbe Ufer gespült. Nicht ein höheres Schicksal lenkte sie, und doch war diese enge Verquickung ihrer beider Leben unausweichlich.

Für sie beide war Boston weniger ein realer Ort als eine elementare Idee, ihr Fluchtpunkt, der Platz, von dem sie und auch er glaubte, er würde die Stätte ihrer Reifung und Selbstfindung sein.

Die Sukkuba war jung, mit liebevoller Fürsorge von einem Fürsten der Unterwelt aus der misshandelten Seele einer Trosshure herangebildet, die in ihrer fleischlichen Existenz einem von Napoleons besten Offizieren als Beischläferin gedient hatte. Mit kundigem Auge und geschickter Hand, gleich einem meisterhaften Juwelier, schuf er sein Kind aus jenem gebrochenen Geist, läuterte und destillierte die unreine Substanz zu dem durchscheinenden Nebelweiß eines schimmernden *manes*, und formte die Essenz eines vormals menschlichen Wesens zu einer Sirene mit purpurner Haut – vermischten sich in ihrer Gestalt doch die geheime Glut von Zinnober und der gedämpfte Glanz eines Sonnenuntergangs im November.

Ihre Erschaffung entsprach der alchemistischen Umwandlung einer Rose in menschliche Gestalt, der infernalischen Verstofflichung von ideeller Schönheit in etwas Lebendiges, Atmendes, Denkendes. Ihre Anmut erfüllte die Schar der namenlosen Furien mit stummer Eifersucht und Wut. Sie, die sie einst ihrem erbarmungslosen Regiment

ausgeliefert war, rußgeschwärzt und mit Kot besudelt, von ihnen fast bis zur völligen Auflösung gepeinigt und erniedrigt, saß nun als verwöhnter Liebling auf dem Schoß des Gebieters, umfächelt von dem schwefelsüßen Wohlgeruch seines Atems und seiner Haut. Nur die Furcht vor Ihm hinderte die Schar daran, sich auf die Verhasste zu stürzen und sie in Stücke zu reißen.

Die Sukkuba liebte ihren Gebieter und Beschützer und strebte danach, ihm Ehre zu machen. So kam sie in die Welt der Lebenden, um einen Namen für sich zu erlangen. Eine seltene Gunst, die ihr zuteil werden sollte, wenn sie zwanzig Liebhaber genommen und sich ihrer Seelen bemächtigt hatte: einen für jede der zwanzig Engelssphären zwischen dem tiefsten Abgrund des Abyssos und dem Thronsaal Gottes. Ein Mystiker erklimmt die Stufen durch Meditation und Gebet, sie hingegen sollte durch Blasphemie und Tod emporsteigen, getauft und durchtränkt von den salzigen Tränen menschlichen Leids.

Für sie war Boston ein Garten puritanischer Heuchlerei, ein perfekter, fruchtbarer Acker für die unterdrückten Leidenschaften, die sie nähren sollten und vervollkommen.

Auch Lawrence war auf der Suche nach einem Namen, einer Identität ohne den Ballast, den man ihm aufgezwungen hatte. Aus diesem Grund war er aus Providence fortgegangen, seiner Heimatstadt, hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, alle Verbindungen gekappt – zu seiner Familie, zu Jacob, seinem Ex-Liebhaber, seinem alten Leben.

Er hasste Providence, hasste die Inselmentalität der Stadt, die homophobe, proletarische, erkatholische Wohlanständigkeit. Seit er denken konnte, hatte er diese Stadt als Gefängnis empfunden. Was Jacob anging, so hasste Lawrence nicht ihn, sondern das, was aus ihrer Beziehung geworden war. Er und Jacob waren seit ihrer Teenagerzeit ein Liebespaar gewesen. Lawrence war seither der jugendlichen Sturm-und-Drang-Weltsicht entwachsen, die sie ursprünglich zusammengeführt hatte. Jacob seinerseits wollte nicht,

dass Lawrence sich weiterentwickelte, und die daraus resultierenden Auseinandersetzungen waren schmerzlich und bitter. Im Zorn fielen Worte, die nicht so gemeint waren, und die Entschuldigungen, die folgten, klangen hohl.

Ihre Beziehung verdorrte und starb mit den herbstlichen Blättern; Lawrence verließ ihre gemeinsame Wohnung und tat, was er sich geschworen hatte, unter keinen Umständen jemals zu tun: Er zog wieder zu Hause ein. Als der Frost kam und das Gras braun färbte, hatte Lawrence ein Stadium der Verzweiflung erreicht, das ihm die Kraft verlieh, sein Leben neu zu gestalten. Je mehr er sich in die Rolle des einfältigen Kindes gedrängt fühlte, in der seine Familie ihn gern sehen wollte, desto dringlicher wurde ihm bewusst, dass das Gefängnis, als das er Providence empfand, nur in seinem Kopf existierte.

Er konnte es verlassen.

Boston war für Lawrence ein Zentrum kosmopolitischer Lebensart, eine weltläufige Stadt, in der er sich nicht mehr verstecken musste, nicht mehr fürchten musste, angefeindet zu werden, für das, was er war, und die Art, wie er leben wollte. Boston bot ihm die Freiheit und Möglichkeit zur Selbstverwirklichung.

So fügte es sich, dass Lawrence an einem verschneiten Abend einige Wochen vor Weihnachten in das braune Backsteinhaus am Charles River einzog, und in der darauffolgenden Nacht, in den stillen Stunden vor der Morgendämmerung, die Sukkuba über ihm, auf dem Dach, Quartier nahm.

